

Neutraer Anzeiger

Buhtag.

Von Pastor Hermann Bankow.

Wenn der Herbst mit seinen Binden die sommerliche Welt ihres grünen und bunten Schmuckes entkleidet, daß sie fahler und fahler dahset und das, was das dicke Laub wohlthuend füllte und verhillte und worüber die Blütenpracht lachend hinweggehoben liegt, sich in seiner dünnen Dürftigkeit und seiner garten Armutlichkeit offen zeigen muß, das lahle Gerippe des Gestrüches, der lahle Boden der Erde, dann kommt der Buhtag und will's machen mit seinem hehren Ernst wie der Herbst mit seinen barten Ringeln; er will der Menschheit die Zeit herrlichsteit abbrechen, die sie um sich haben wachsen und blühen lassen und in der sie sich wohl fühlen; offenbar soll jedem an sich selber werden, daß es hinter der hübschen Hülle doch recht dürftig und lahl ist und befehle ist. Wenn der Herbst kommt und die Früchte locken sollen die Mühe und Arbeit, das Sorgen und Hoffen, die der Herr von Feld und Garten darangeordnet hat, der nun die Früchte fordert — da kommt der Buhtag und an ihm der Herr der Ernte zu den Menschen auf seinem großen Entsefde und lacht und fragt nach Frucht und fordert sie. Und er ist nicht wie wir Kinder eifrig waren, wenn uns die Ernte zum Entsefde führen und dieser uns in den Garten zum Zudeckum führte, an den er allerlei Juderwert gebahnt hatte, und wir nahmen es gläubig als Früchte des Baumes und besaßen ihn ob seiner herrlichen Früchte. Er läßt sich nichts vormachen; und wenn der Mensch sich mit den schönsten Scheinfrüchten behängt, als große Zeugnissen, erdäres Leben, frommes Singsingen, Wohlthätigkeit usw.: er prüft, ob das bloß so angehängte Juderstücke sind, an einen unfruchtbar Baum gebunden, oder ob es wirklich Früchte sind, aus dem tiefsten Wesen herausgewachsen, die b. mit Herzenswärme und dem Herzblut wahrer Liebe getränkt; ob es wirklich Früchte sind aus dem freundlichen Geist wahrer, hingebender Gottinnigkeit. Vor seinem Auge gibt es kein Vor machen. Menschen kann man täuschen, wenn man so tut, als ob; doch irren wir uns nicht; Gott läßt sich nicht täuschen. Er fordert ehrliche Frucht. Das ist die erste Buhtagstrafe: halt du solche wertliche Frucht aufzumeinen? Ist dich nicht; Gott läßt sich nicht täuschen! Dann denken wir daran, daß es Buhtag ist, d. h. daß es jeder deut nicht bloß mit sich selbst und seiner Sünde und Sündnis allein zu tun hat. Denn sollen wir es uns besonders deutlich machen, daß an der allgemeinen Verleugung, an dem allgemeinen Mangel an göttlich gutem Wesen in unserer deutschen Volk jeder Teil Schuld mit hat. Jedes Unrecht, das wir tun, jede Unterlassung des Guten, die wir begehen, ist nicht bloß unsere Sache, sondern wirkt irgendwo auf andere ein und damit in das Gesamtleben hinein. Das so ist uns ja sehr nahe, hat's sein; darüber, daß wir es an der helfen, heißt wachen Verantwortlichkeit dem großen Ganzen gegenüber haben selbst lassen. Und die Neue soll zur Ruhe werden, d. h. zum Besinnen und Bessermachen. In der Bibel und im Kirchengesetz haben wir die reinste Quelle der Kraft, die wir zu wahrer Buße und Besserung brauchen. Es aber dem Wort und dem Geist Gottes der Weg verfehrt wird, wird alles Bösen in Herzen und Säufern, in Handel und Wandel, wird aller Trostlosigkeit und Verzweiflung Macht und Gewalt gewinnen. Nur durch Gottes Wort und gemeinsamen Gottesdienst kann Friede in den Häusern, Mein und im Herzen, Wohlstand und Wohlfahrt im Lande, „Nichtes und Friedlichkeit wieder in unserem Volk entstehen.“ Wie gering werden diese höchsten Quellen der Kraft und des Friedens bei uns angeachtet — die uns doch Gott aereben hat. Mein Freund —

hast du nicht auch dein Leben mitgeschädigt, indem du die Quellen bei dir hast verstanden lassen — für dich, die Deinen, für alle?

Francis Drakes Erdumsegelung.

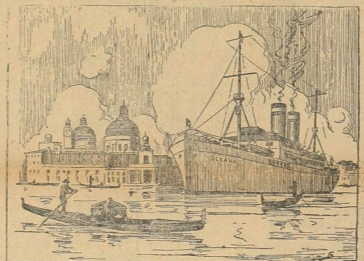
In allen Schullebüchern liest man, daß im vorletzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts der Engländer Francis Drake die Karstoffel in Europa eingeführt habe. Das ist nicht richtig; die Karstoffel war schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts von den Spaniern, die sie in Peru fennengelegt hatten, in den Niederlanden, in Burgund und in Italien verbreitet worden. Und es ist auch nicht richtig, daß Drake die Karstoffel in England eingeführt habe; dort verbreitete sie Sir Walter Raleigh und mit ihm der Flottenführer Hawkins ein Verwandter Drakes. Sir Francis Drake gab bei der Verbreitung geoffen haben, und da sein Name als der eines hervorragenden Weltumsegelers berühmt war als der der beiden andern, schob man ihm auch diesen Ruhm zu. Und ausschließlich den Karstoffel zu tun hat, sondern einzig und allein dem großen Seefahrer Drake gilt. Es sind jetzt 350 Jahre verfloßen, seitdem Drake mit fünf Schiffen von Plymouth ausfuhr, um in die Südsee zu dringen und die Spanier, zu damaliger Zeit Englands größte Konkurrenten auf dem Meere, anzugreifen. Der Tag der Ausfuhr ist noch nicht fest nach einigen soll Francis Drake am 15. September 1577 abgefahren sein, nach anderen am 15. November und noch andere lassen ihn erst am 15. Dezember in die Ferne ziehen. Aus dem Seefriede, der nicht viel mehr war als ein Fortärrertrieb, da Drake sich spanischer Schiffe bemächtigte, wo er sie traf, wurde eine richtige Erdumsegelung, von der der Seefahrer erst am 6. November 1580 heimkehrte, von der Königin Elisabeth mit Ehren überhäuft und eigenhändig zum Ritter geschlagen. An die Erdumsegelung schlossen sich in den folgenden Jahren neue große Seefahrten Drakes mit dem Ziel der Vernichtung der spanischen Flotte an; an der Verwirklichung der selben spanischen „Armada“ war er denn auch in hervorragender Weise beteiligt. Als ihm dann aber einige Unternehmungen mißlangten, verließ Drake, der sich offenbar sehr grante, in ein scheidendes Neeber, dem er am 27. Dezember 1595 oder am 5. Januar 1596 auch das Leben nicht genau fehr erlag. Es sind viele Bücher über ihn und seine Seefahrten geschrieben worden, aber mit der Karstoffel sollte man ihn trotzdem nicht mehr in Verbindung bringen.

Das Mittelmeer.

Reminiszenzen und Wünsche von Gottlieb Hermes.

Ende Oktober 1911 fuhr ich gen Genua, um das Mittelmeer zum ersten Mal auf mich wirken zu lassen. Ein mittlerer, gefälliger Dampfer nahm mich auf. Circa 80—100 Passagiere an Bord; nicht viel für eine wohlvoorbereitete Mittelmeerfahrt. Aber es war ja auch noch reichlich früh für eine Luftreise unter dem südlichen Himmel. Der Zug nach dem Süden beginnt für gewöhnlich erst im neuen Jahre. Doch dafür die Gesellschaft umso interessanter: ein Zücker, der in Deutschland sich ein Auto gekauft hatte, in Paris sich mit westeuropäischen Kunstschätzen belud, ein Mann, der außer tüchtig drei Sprachen fließend redete, mit einem Leibarzt reiste, eine höhere Tochter aus Smyrna,

allerdings eine Griechin, zwei elegante Amerikanerinnen, deren Männer in Konstantinopel ihren Ingenieurberuf nachgingen, einige Wissenschaftler, deren archaische Studien sie nach Kleinasien führten und andere Persönlichkeiten mehr, die im ganzen einen äußerst anregenden Kreis ausmachten. Die Stimmung wuchs von Tag zu Tag. Die Mittelmeerromantik wirkte auf die Gemüter. Man gewöhnte sich schnell aneinander und dachte mit Mißvergnügen an dem durch den Zufall gebildeten Kreis aus fremden sollte. — Neapel war bald erreicht und nach kurzem Aufenthalt ging es mit mildem Winde nach Catania. Ein lebenswürdiger Vertreter der Linie, der lange Zeit in Hamburg war, ein begreiflicher Sizilianer, zeigte uns mit Stolz seine Vaterstadt und geleitete unseren Kreis fast geschlossen nach Taormina. Die Gemüter wurden flüssig bewegt, wenn schon uns der Sizilianer fast mehr von seiner „dreijährigen Dienstzeit“ in Hamburg erzählte, als von den Jungen klassischer Baukunst, von denen sich die Archäologen nur schwer trennen konnten. Akropolis, das alte Stadion und die gepflegte griechische Hauptstadt, die abgelenkten Wägen in Smyrna, der frohe Abend im Hotel Krämmer unter der Ägide unseres türkischen Freundes, der Besuch in seinem Einfamilien, die Freundschaften des griechischen Konulas, unsere Einkäufe in den Bazarren, unter geliebter Leitung, — alles das wird Reminiszenzen, die uns geradezu eiecht machen, wenn die ersten Herbstfröhen durch die deutschen Lande ziehen. Ein blauer Himmel, frohlole Freiheit, lebenswürdige Gesellschaft, wirzige Meeresluft sind die Komponenten einer Stimmung, für die es keine bessere Bezeichnung gibt als: Mittelmeerromantik.



Vergnügungsdampfer „Oceana“ der Hamburg-Amerika Linie vor Venedig

romantisch. Konstantinopel, so oft besprochen, so oft verherrlicht, so viel unkämpft, das traditionsreiche Karfen der internationalen Diplomatie, die Stadt der Fremden aller Herren Länder, immer eben bleibt sie unerbeglich. Wer möchte sie nicht wiedersehen? Der Bosphorus, das Goldene Horn, der Galataurm, der Sultanpalast, die Griechenstadt und nicht zuletzt das elegante Pera-Quartier, sie machen jene eigenartige Atmosphäre aus, die gegeben ist durch das merkwürdige Zusammentreffen europäischer und östlicher Kultur.

Who begreiflich der Wunsch, wieder nach dem Mittelmeer zu fahren. Ein wunderbares Schiff, „Oceana“ genannt,

Der Brockenfreak.

Roman von Otto Goldmann.

Und sie kam. Die alte Dame mit den Juwelen und dem violetten Rock. Wir haben sie vor wenigen Stunden auf dem Festzug zwischen Wolfshaus und Broden verlassen.

Jetzt trat sie mit ihrer Begleiterin angeregt und aufgeregter ins Zimmer und warf sich sofort in den nächsten Sessel. „Geben Sie mir Wasser, es war entsetzlich!“

Ihr solches Gesicht sah wie zertrütert aus, sie holte kaum Athem und ihre unruhig bewegten großen Brillantkristallen an den Ohren waren in schmerzender Bewegung.

„Was, wie abgesehen!“ sagte sie sehr unheimlich und gab dem jungen Herrn sofort das Glas zurück.

Der unsichtbare Herr hinter dem Ofen meinte halblaut, man habe ihr anscheinend auf dem Brockenberg ein Wort gesprochen, es sei eben noch zu hell gewesen.

Fräulein Vrethschneider, das älteste Fräulein mit der hochgeschlossenen schwarzen Bluse fiel unter hysterischen Schreien einer der Damen auf dem Wiedererlebens um den Hals. Sie hatte noch immer die grauen Zwiirband-schürze an.

„Was haben Sie denn?“

„Im Gotteswillen, was ist geschehen?“

„So erzählen Sie doch!“ rief man durcheinander.

Frau Arndt richtete sich jetzt steif auf und sagte mit höherer Stimme: „Es ist ein Wort geschehen!“ Stöhnend freckte sie die ringelbärtigen Hände weit von sich. Der Herr hinter dem Ofen meinte, so stelle er sich die Lady Brockenberg vor.

Die jungen Leute kamen sensationellergerä näher. Die Damen auf dem Sofa rückten zusammen und laßen sich unbehaglich um. „Ein Wort, hier in Goslar?“

Da erzählte Frau Arndt, was sie heute nachmittag am Broden erlebt hatte.

Ihre Augen schloßen sich wieder. Man merkte ihr an, daß sie stolz war, so in den Mittelpunkt des Streites ge-

steht zu sein. Dabei überließ sie ein wenig und schämte ihre Erzählung mit kleiner selbstverwandten Deutis aus. Natürlich hatte sie sich behauptet, ja unerhört mutig bekommen, obwohl die Augen — gegen ein Duzend — ihr nur so um den Kopf geschwirrt waren. Daß der Siebzehnde in ihrem Schoß seinen letzten Seufzer ausgehaucht habe, flocht sie beiläufig ein.

Bei den Grenzpunkten nicht Fräulein Vrethschneider aufstimmend, obwohl man mußte, daß sie wegen ihrer Schwermüdigkeit nur die Hälfte des Berichtes verstanden haben konnte. Aber Frau Arndt pflegte mit Gesetzen zu sprechen.

„Ja, und der Täter?“ fragte Herr Möbius aus seiner Ecke heraus, hat man schon eine Spur von ihm?“ Die Boutons flogen vermeint. „Kein Atom, ergruß durch die Luft verschwinden fehr, geradezu durch die Luft; wenn ihn nicht die Erde verschlungen hat.“

„Eigentlich ne lossofale Freiheit, so am helllichten Tage“, brummte der Dide mit den Schmissen und gab sein Glas wieder dem Herrn, der immer noch erregt war, merkte man ihm die Herkunft aus Bahern an.

„Zeichen unserer verderbten, unvernünftigen Zeit“, näselte Herr Janke und putzte sein Einglas mit einem feinen Lätzchen, „jederzeit unerböt!“

Frau Eva meinte, frede Verbrecher habe es immer gegeben, wenn auch die jetzigen Zeiten aus verschiedensten Gründen die Kriminalität besonders hochentwickelt seien. Das sei psychologisch interessant. Sie referierte etwas mit der Psychologie, denn sie hatte aus Rangeweise schon drei Semester Medizin studiert.

Herr Möbius meinte, der Raub habe sich wahrscheinlich gelohnt und Frau Arndt blühte froh sein, daß sie nicht das Opfer des Überfalls geworden sei.

Dieses schneitete in die Höhe und starrte nach der Ofenecke. Wenn der Student der Chemie, Möbius, sprach, wurde sie immer nervös. Er hatte, besonders ihr gegenüber, immer etwas molantes im Ton.

Als sie an die angelegentlich Möbiusheit dachte, wurde ihr sehr ungemütlich und sie zog sich bald auf ihr Zimmer zurück.

Fräulein Vrethschneider folgte wie ein dunkler Schatten, schweigend und düden.

Unter sah man noch lange bestimmen und besprach den dreisten Überfall. Man riet darum, wie die blutige Zeit so ungeteilt an hellen Tage begangen werden konnte, wer der Mörder sei, wozin er gestrichelt sein könnte, und was die Behörden wohl tun würden, um ihn zu fangen.

Frau Eva hatte viel Kriminalromane gelesen und dachte allerlei Möglichkeiten aus. Auch von fingen Verleib sprach sie, die man auf die Spur legen müsse.

Der Student lachte etwas höhlich und meinte, die lämen nur in Romanen vor.

„Am besten ist ein tüchtiges Hundert an einer Reine; an anderen Eide irgend ein Polliß“, brummte der Dide, „da schaut's hin, wie schnell man den Herr hat.“

Man bewachte, ob so ein Hundert immer gleich zur Hand sei, worauf der Dide ärgerlich eine neue Flasche aufmachte und sich vorerst nicht mehr am Gespräch beteiligte.

Frau Eva klimperte lächelnd mit einem Finger eine Melodie und sagte, daß sie den Weg kenne. Er sei allerdings ziemlich einlan.

„Sehr richtig“, pflichtete der Student bei und ließ einen Augenblick fehr bloßes Gesicht sehen. Frau Eva klimperte sanfter und wurde etwas rot.

„Tropfen fand sich sofort ein halbes Duzend Zeugen.“

„Die den Täter aber alle nicht gefehen haben.“

Frau Möbius hüllte sich in eine dicke Raumdumle. „Wiel leicht hat er während der ganzen Zeit nach hinter irgend einem großen Granitblock gezeiten und sich über die falschen Schäfte der Beamten amüßert.“

Frau Eva hielt sich nervös die Ohren zu. „Hören Sie aus, an so viel Verzenstocher kann ich nicht glauben! Das müßte ja ein Tier in Menschengestalt, ein Scheusal sein.“

Der Student meinte aber, es gäbe doch ganz manierliche Verbrecher. Er hätte zum Beispiel auch Bilder von weltlichen Verbrechern, von Mörderinnen gesehen, die ganz harmlos und niedrig ausgepaßt hätten. (Fortf. folgt.)

Das Leben im Wort

Nr. 46



Unterhaltungsbeilage



1927

Die vier Rebhuhnstöchter / Eine heitere Geschichte von Fritz Gänker

(Erstdruck.)

(Nachdruck verboten.)

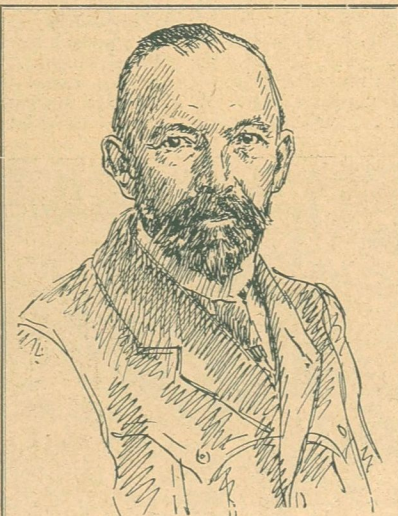
Der Frühling war in seiner aurfidelgeschmückten, sonnengoldenen Kutische in das Land gekommen, hatte den Büschen und Bäumen ringsum neue Gewänder mitgebracht und den Wiesen im Bruch buntgeprenkelte Teppiche geschenkt, die Gärten mit heimlichen, verstoffeltem Blüten hinter Hecken beglückt und den Feldern Wachstum in die Furchen geschüttet. Der Grundbach floß in hüpfender Luft, glänzte silbern und selig und murmelte Worte von Lachen und Liebe. Und über den Kluppen der welligen Hügelreihen, die die frühlingstrobe Ebene wie ein Kranz aus Sehnsucht und verschwiegenem Glück umschlossen, lag ein feiner blauer Duft . . .

So oder ähnlich pflegen gefühlvolle Dichter zu reden, wenn sie dem Frühling ihre Reverenz machen.

Ferdinand Mehlhose machte ihm keine Reverenz. Er sagte: „Es ist ein miserables, hundsberäumlisches Frühjahr. Es ist so, als wenn die Ahrenswalder Stadtpfappe vor'm Leichenwagen hergeht und 'n Trauermarsch bläst, daß einem ganz weh und jämmerlich zumute wird und das Wasser in die Augen schießt. Ja, es ist zum Heulen! Und wenn das so weitergeht, dann kann ich mir Aufruf Strebblows Blasejungs herbestellen, damit sie mir 'n Trauermarsch spiel'n. Nämlich, daß dann meine Pleite sicher is.“

Ferdinand Mehlhose erzählte sich das selbst. In Abjäten. Während der Redepausen ließ er einen erlöschenden, schiefgebrannten Zigarrenrest mit virtuoser Technik von einem Mundwinkel in den andern wandern und kniff abwechselnd das rechte und das linke Auge zu. Er sah nicht glänzend aus. Er sah eigentlich abienlich aus. Und wer Ferdinand Mehlhoses Art, während ihn stark in Ausdruck nehmender Gedankengänge sich zu verhalten, nicht kannte, hätte ihn für nicht völlig zurechnungsfähig einschätzen können.

Er stand in der weitgeöffneten Saaltür, von blanker Mittagssonne überflutet, hatte sich breitbeinig aufgesplanz und die Hände in die Hosentaschen gesteckt, wo sie ein paar kleine Münzen klirpernd in Bewegung hielten. Mit sorg-



Fritz Gänker.

der Verfasser unseres neuen Romans, hat das Wort:

Vor nun schon fast fünfundsanzig Jahren erschien in einer süddeutschen Zeitung gelegentlich des Abdrucks eines meiner ersten Romane ein kurzer Abriss meiner Lebensgeschichte. Was damals von dem nahezu Dreißigjährigen galt, könnte mit ein paar ergänzenden Strichen heute wiederholt werden: ernsthaftes Bemühen, im deutschen Christentum voranzukommen und Anerkennung zu finden und unlagbar viel Enttäuschungen und Fehlschläge. Wenn alle Widerwärtigkeiten in meinem Leben, nicht nur die, die auf die Seite vom „Federleben“ zu legen sind, mich, den nun schon 52-jährigen nicht zu buken vermochten, sondern mir mein altes Dörfchen der Jugend ließen, so mag dies als ein Beweis für meine Fähigkeit und meine freudige Lebensbejahung gelten, von denen die letztere in vielen meiner Romane zum Ausdruck kommt. So in „Rosenhaus“ und in „Karnikelbaron“ (beide Fried. Wilt, Grunow, Leipzig), so auch in dem hier zum Erstabdruck gelangenden „Die vier Rebhuhnstöchter“, dieser heiteren Geschichte von den vier hübschen Töchtern eines etwas sehr grobdrühtigen und nicht minder verschrobene, aber trotzdem lebenswerten Vaters. Die Mädels sollen nicht heiraten! Nichtsnützig, nicht wahr? Nun, die Mädels schaffen's trotz väterlicher Eigenwillens schließlich doch! Wie, das lese man. Es geht etwas sonstige, aber ebenso erdlich zu. — Daß das Weitere nicht meine ausschließliche Domäne ist, sondern daß mich auch tragisches Geschehen und notgezeichnetes Leben die Feder führen lassen, beweisen „Die Notburg“ (Fried. Wilt, Grunow, Leipzig), „Das Kreuz im Moor“ (Fried. Junfermann-Verlag, Berlin-Charlottenburg), „Die Heimwehente“ (H. G. Holzwarth, Bad Nauheim). — Nun gehen: die rechte Mischung, wie das Leben selbst. Und die Stille gern hat. Ein Mensch, dem das Glück eine liebe Frau, zwei gute Töchter und einen verjagten Entel schenkte. Und der zurrieden ist, wenn man ihn gern lieh, und der sich freut, wenn ihm mal jemand ein anerkennendes Wort über das sagt, was ihm aus der Feder floß. Möchte man auch für „Die vier Rebhuhnstöchter“ ein kleines luftiges Augenwinkeln haben! Fritz Gänker, Stalpe bei Buckenwalde.

durchfuchter Stirn stand er, etwas gebückt, wie von unsichtbarer Hand niedergehalten.

Vor ihm dehnte sich ein weiter Raum, den Wege schnitten und dem alte Kiefern mit knorrigen Ästern spärlichen Schatten spendeten. Lange Reihen grünelistruener Gartentische standen da, gut ausgerichtet, sauber und glänzend, von Stühlen umfreundet. Und alle diese zärtlich wartenden, von Licht- und Schattenflecken überanzten Stühle waren leer. —

Und das war es ja eben, was an Pleite, Trauermarsch und Leichenwagen denken ließ. Denn Ferdinand Mehlhose war der Besitzer des zwar nicht hypobekennereinen, aber idyllisch am Seuziger See gelegenen und auf drei Seiten von Kiefernwald umgebenen Sommerlokals „Seeblick“.

Und wenn es nun auch während der Wintermonate hier draußen so gut wie tot war, nur selten ein Gast sich einstellte und die Tische und Stühle, im Saal zu Bergen aufgestapelt, ein beschauliches Dasein führten, so waren sie doch für den Frühling und Sommer nicht zum reinen Vergnügen Ferdinand Mehlhoses unter die immer leise und schwermütig singenden Kronen der alten Kiefern gestellt, diese Tische und Stühle, sondern daß Menschen kommen sollten, um sie zu benutzen.

Es war böse, sehr böse. Die Stertage hatten sich trotz ihres späten Termins in Begleitung eines allerliebsten Schneetreibens und eines bissigen Nordwindes eingestellt, und danach war es dann noch lange kalt und regnerisch geblieben, und man hatte im „Seeblick“ den Blick nach dem See von der Glasberanda aus allein genießen müssen.

„Man“, das war natürlich erstmals Ferdinand Mehlhose, der während dieser Zeit des tatenlosen Wartens auf Sonne und auf Gäste das dampflose Rauchen und das virtuose Wechselspiel mit den zerfaulen Zigarrenresten in sich täglich steigender Verzweiflung und zunehmender Technik betrieb.

Aber da war auch noch Frau Auguste Mehlhose, geborene Niedermeyer. Goldiges Phlegma, goldiges „es ist nun mal so“. Ueber miltliche Dinge sich aufzuregen, eine Lächerlichkeit. Niemand konnte Sterne vom Himmel holen. Kein Mensch ver-

mochte den Lannern des Wettergottes heizukommen. Man ließ es eben regnen. Einmal würde es ja aufhören müssen, denn der Senziger See konnte doch nicht zum Ueberlaufen voll werden.

Und da war zuletzt noch Edeline Mehlhose. Sie war weder cholertisch noch phlegmatisch. Es konnte auch nicht gesagt werden, daß sie sanguinisch sei. Aber sie war manchmal melancholisch. Ob ihr dieses zeitweise in Erscheinung tretende Temperament als ein Produkt aus der Gemütsart des Vaters und der Gemütsart der Mutter schon mit in die Wiege gelegt war, oder ob sie erst ihr Name melancholisch gemacht hatte, das kann nicht festgestellt werden. Jedenfalls war sie schöner, als es ihr Name war. Und minuter hatte sie die Vorstellung, daß seine Zusammenfügung aus Echtheit und Komik ein Unglück für sie bedeutete. Denn sie sagte sich: „Edeline Mehlhose?“

„Nein, so was heiratet kein Mensch!“ Aber das blieb noch abzuwarten. Denn Edeline war erst neunzehn Jahre lang auf dem Planeten, der die Einrichtung der Standesämter besitzt. Und das ist doch noch keine verschlossene Tür: neunzehn Jahre. Das ist ein weitgeöffnetes, sonnengoldenes Tor — durch das auch eine Edeline Mehlhose im Myrtenkranz schreiten kann. Noch dazu, wenn sie hübsch ist. —

Ja, man hatte den schönen Ausblick auf den Senziger See — drüben lagen Lüdetzle und Kolpin, Kolpin, in dem der Freiherr Konstantin von Rebhuhn sein Schloß hatte, rechts, im Sommer vor hohem Schilf nicht zu sehen, Briefenitz und Klosterfelde, und links lag eigentlich gar nichts, wenigstens keine Ansammlung von Häusern, sondern nur Wald — man hatte also den schönen Ausblick auf den Senziger See allein genießen müssen, wenn man nichts Besseres zu tun gehabt.

Und wenn das noch lange so weiterging, dieses Alleinsein im „Seeblick“, dann würden Strebblows Blasejungen aus Ahrensvalde — das übrigens als Städtchen zwischen 5000—6000 Einwohnern nach der vierten, vorher nicht erwähnten Seite des Sees lag — doch noch zum Trauermarschblasen die Notenblätter zusammensuchen müssen. — Ferdinand Mehlhose hatte gerade vor, den Blick von den leeren Stuhlkolonnen abzuwenden und zum Mittagessen ins Haus zu gehen, denn Edeline hatte gerufen, als er sah, daß drei jüngere Herren, den Fußpfad von Ahrensvalde herkommend, sich „Seeblick“ in der offenbaren Absicht, hier einzukehren, näherten. Einer piff ein Wanderlied, der zweite ließ seinen Stod dazu taktmäßig durch die Luft tanzen. Der dritte des im Gänsemarsch angeordneten Trios humpelte, ein Stückchen von den beiden anderen entfernt, langsam hinterdrein. Er schien marode. —

„Wenn i wiederkomm',
Schaz, herzallerliebster,
Daß i off'rat di so find,
Wie du damals gewesen,
Schaz, herzallerliebster,
Unter der blühenden Kind'.

's Herzel so goldtreu,
Schaz, herzallerliebster,
Und's Keugel so rein,
Wie's damals gewesen,
Schaz, herzallerliebster,
Zuch! Dann bist mein!“

Vor „Seeblick“ hatte der bis dahin Pfeifende das Lied angestimmt. Sein klarer, wohlklingender Tenor jauchzte die netische, rhythmisch stark bewegte Melodie des kleinen

Liebesliedes voller Lust am Gesänge in den sonntigen Tag. Der Taktmacher ließ es nicht mehr beim bloßen Stodschwingen. Die Zeile vom „herzallerliebsten Schaz“ sang er in Quartengeleitung jedesmal mit. Nur der Marode zeigte sich teilnahmslos. Er humpelte stärker und blieb noch weiter zurück.

Ferdinand Mehlhose war zu seinen leeren Tischen und Stühlen gegangen. Rückte an ihnen herum, blies hier und dort ein paar dürre Niefenadeln von den blanken Platten, war ohne seinen Zigarrenrest und dachte nicht mehr an Strebblows Blasejungen aus Ahrensvalde. Edeline, durch den frischen Gesang angelockt, stand in der Saaltür. Frau Auguste aß schon allein Kartoffelsuppe und Halberstädter Würstchen, weil sie das Warten für eine überflüssige Einrichtung hielt. —

„Zuch, dann bist mein!“ Klang's gerade in perlender Kadenz wie ein Jubelschrei aus, als Ferdinand Mehlhose mit den beiden Sängern an der fünften oder sechsten Tischreihe zusammentraf. — „Das heißt, Sie nicht, Herr Wirt,“ erklärte der Taktschläger und Begleiter in Quartengeleitung und tippte Mehlhose gegen die Brust. „Von Ihnen woll'n wir bloß 'n kühles Bier und 'n Fingergewitz nach Kolpin. Das Nest soll hier irgendwo 'rum liegen. Und wir haben keine Generalstabskarten.“

„Gewiß, Kolpin. Drüben, übern See weg . . . Und Bier? Gewiß, sofort meine Herren.“

„Du meine Güte, übern See weg? Und wie kommen wir rüber?“

„Sie gehen 'rum, meine Herren. Drei und eine halbe Stunde. Der Senziger See hat's in sich . . . Und drei Bier? . . . Drei Bier soll ich bringen?“

„Nein, nur zwei. Unser Nachzügler hat sich nach amerikanischem Muster trodengelagt.“

Der war ein paar Augenblicke später herangekommen und bekam gleich das von der „drei und eine halbe Stunde um den See 'rum“ zu hören. „Freu' dir, Fritzchen!“

„Ich komme nicht mehr eine halbe Stunde weit, geschweige denn das Siebenfache dieser Zeit,“

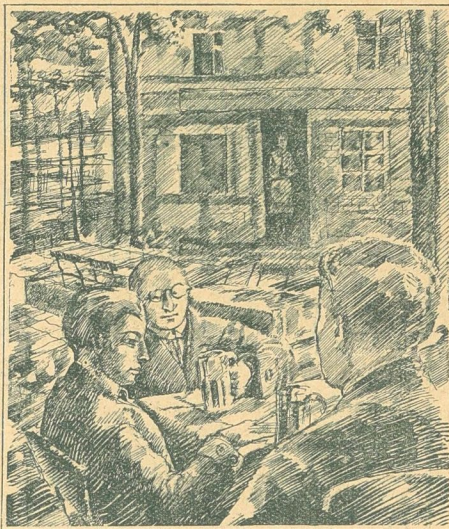
erklärte der Hinkende. „Ich streike und bleibe hier.“ — „Du hast wohl das hübsche Mädlein drüben in der Tür sehen, alter Freund?“ fragte der Sänger voll launiger Rederei. — „Versteht sich!“ rief der Tambourmajor. „Nimmer das alte Lied: Liebe auf den ersten Blick.“

Der Bspöttelte, anscheinend der Älteste der drei, schüttelte den Kopf, wie man ihn über die Vorarbeiten von Kindern schüttelt, und lächelte ein wenig. „Ja, wenn ich du wäre, Jörg, oder du, Bernd, Jörg Eysenhardt oder Bernd Mertinat: dann natürlich Liebe auf den ersten Blick. Aber ich bin eben Jostias Schmidt. Und dessen Einstellung zu dem anderen Geschlecht ist euch Spottbrotseln doch wohl zur Genüge bekannt.“

Ferdinand Mehlhose erhien mit dem Bier.

„So, bitte schön! Warm und durstig, nicht wahr? Wohl schon weit her, wenn ich fragen darf?“ Und ohne eine Antwort auf seine mehr gewohnheitsmäßige als neugierige Fragerei abwartend, fuhr er, zu Jostias Schmidt gewandt, fort: „Wohl kaputt gelaufen, wenn ich fragen darf? Enge Stiefel wahrscheinlich? Ja, das is 'n Zeug, solche engen Stiefel. Zum Wandern immer bequem, bloß nicht eng. Soll ich Ihnen Baseline bringen?“

Jostias Schmidt hatte während des vielen Gefrages Ferdinands auch am Tische Platz genommen. Er streckte seine brennenden Füße, tief aufsteufend, weit von sich und verzog den Mund schmerzzerfüllt. „Baseline vielleicht nachher, Herr Wirt. Sie sind sehr freundlich. Jetzt nur eine Flaße Wasser, bitte.“



„Selter, wenn ich fragen darf?“

„Ja, ja, ganz gleich. Jergendein Wasser.“

Ferdinand war im Schwimmen davon. . . Man schwieg. Der Wind sang leise in den Kronen der Kiefern. Sonnenflecke liefen in hüschender Hast über den grünen Tisch und flohen spielend die borkerissigen Stämme hinan. Die weite Wasserfläche des Sees glänzte wie flüssiges Silber. Ein Wasservogel schrie. Fern, verschwommen fern, traumhaft leise, schlug irgendwo eine Turmuhr. . .

„Und du willst wirklich nicht weiter?“ fragte Jörg Eysenhardt, der Säger, in das Schwimmen hinein.

Josias sah verloren auf. In seinen dunklen Augen stand ein eigenes Licht. Es war wie tiefe Sehnsucht.

„Hier möchte ich überhaupt bleiben. Hier ist es schön. Ich glaube, hier fände ich Stimmung, hier könnte ich schaffen. Wer weiß, ob mir Kolpin das gibt, was ich suche.“

Er richtete sich aus seiner leicht zusammengesunkenen Haltung energisch in die Höhe. „Aber ihr habt mein Wort für Kolpin.“ sagte er hart. „Und da komme ich schon nach. Denn heute, ich glaube faun, daß es geht.“

„Aber so bleiben wir doch alle,“ sagte Bernd Mertinat, denn er sah, daß nicht Ferdinand das Wasser brachte, sondern das schöne Mädchen, das in der Tür gestanden.

Gesine trug in ihren schlanken Händen das Tablett mit Flasche und Glas. Sie hatte eine weiße Schürze vorgebunden, die wie Schnee leuchtete, der eben vom Himmel fiel. Sie war ein wenig verlegen. Eine leichte Röte schimmerte auf ihren pfirsichroten Wangen. In ihrem kastanienbraunen Haar brannten goldne Sonnenfunken.

„Donnerwetter!“ sagte Jörg Eysenhardt leise. „Schatz, herzallerliebster! . . . Nun ja, und wenn du meinst, Bernd, dann bleiben wir alle drei.“

„Wenn du meinst!“ sagte Mertinat betont.

„Ihr braucht euch meinetwegen keinen Zwang anzutun,“ spöttelte Josias Schmidt.

„Oh, es ist kein Zwang,“ beeilten sich beide, zu versichern.

„Wir bleiben gern,“ fügte Jörg an.

Gesine grüßte und stellte Glas und Flasche vor Josias auf den Tisch. Er dankte und fragte: „Des Wirtes Töchterlein?“

Sie bejahte lächelnd und war glühend rot geworden. Denn sie dachte: „Wenn er nur nicht weiß, daß ich Mehlhose heiße.“ Sie wußte im Augenblick nicht, ob sie dieses „Mehlhose“ schon jemals in ihrem Leben so wütend gehäßt hatte wie gerade jetzt, da sie vor diesem Fremden stand. Es kam ihr wie ein Fluch vor, „Mehlhose“ heißen zu müssen, weil ihr Vater so hieß. Warum durfte sie nicht den Mädchennamen ihrer Mutter tragen? „Gesine Niedermeyer“. Das klang zwar nicht durchaus poetisch, aber es war wenigstens nicht so abhüchlich wie „Gesine Mehlhose“.

„Wenn er es nur nicht weiß!“ dachte sie von neuem. Wenn es die beiden anderen gemußt hätten, dieser blonde Lange und der mit der großen Hornbrille und dem kurzgeschorenen schwarzen Haar, das wäre ihr egal gewesen. Das waren Gäste, wie alle anderen Gäste aus Ahrensvalde und sonst woher. Aber dieser eine, dem sie das Wasser gebracht hatte, der diese tiefen dunklen Augen hatte, so unergründlich tief dunkel wie der Sengiger See, wenn er im Schatten des Abends lag, das war nicht ein Gast, an dem sie gleichgültig vorüberzugehen vermochte, das war jemand, dem, nun, dem. . . Edeline wußte es nicht.

Sie zuckte erschrocken zusammen, als der mit der Hornbrille eine Frage an sie richtete: „Sind es wirklich drei und eine halbe Stunde bis Kolpin, Fräulein?“

Sie fürchtete, daß „Mehlhose“ folgen könnte, und sagte schnell, noch fast in das „Fräulein“ hinein: „Ja, es ist so weit. Ganz nahe aber ist's über den See 'rüber.“

„Ja, über den See 'rüber!“ lachte Eysenhardt, der die Hornbrille trug. „Aber 'rüberkommen!“

„Unser Kahn ist leider in Reparatur. Sonst würde Vater Sie übersetzen. Aber morgen früh könnten Sie mit dem Lüdekahler Kahn, der uns die Post bringt, zurückfahren. Und von Lüdekahle ist's dann nur ein Stückchen bis Kolpin.“

In einer Herbstnacht

Endloser Weg. — Kein Stern erhellt die Nacht, der Regen klatscht auf Sturmgepeitschte Hecken, Tod und Verweisung kauert in den Ecken. —

Laut rauscht der Bach. — Das Dorf liegt tief im Schlaf — ich wandre längs des Kirchhofs grauen Mauern, die Eisdunst und Einsamkeit umschauern.

Hoch ragt ein Kreuz. Mir ist, als winke es, als rufe es aus regennassen Linden:

„Kehr bei uns ein — hier wirst du Ruhe finden . . .“

Alma Maria Schloß.

„Na, aber dann fahren wir doch!“ rief Jörg Eysenhardt mit jugendfroher Heiterkeit und sprang ausgelassen in die Höhe.

Josias Schmidt lächelte nachsichtig. „Ihr Schürzenjäger!“ dachte er. „Aber ihr werdet bei ihr kein Glück haben. Sie sieht mir nicht danach aus.“ Seine dunklen Augen liefen in heimlicher Prüfung über ihr Gesicht und fanden, daß eine herbe Linie um den Mund gezeichnet war, die von Zurückhaltung und Abweisen redete. Und in den hellbraunen Augen stand eine tiefe, reine Kühle. „Sie wird euch!“ dachte er und lächelte heimlich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Allerhöchste

Anekdote von Heinz Steguweit, Köln.

Er hatte Kesselsdorf und Hohenfriedberg gewonnen, in Dresden war der Weihnachtsfriede von 1745 geschlossen, da fuhr denn der große König heim in die Hauptstadt, sah lebern aus und verhärtet, er hörte die Stürme des „Bivat Fredericus“ und die Organe des „Felix Pater Patricae!“ am Wendischen Tore nicht und froh im offenen Glanz der Karosse; er stützte den Kopf an den Schläfen, und der Mund wollte nicht lächeln ob allen Siegesgeheiß: Preußen hatte mehr als fünftausend Soldaten verloren, darunter die besten Dragoner Barreuths, wie viele aber lagen noch zu Schweidnitz unterm Messer der Chirurgen? Wie vielen verbrannte das Gift einer Seuche die tapfere Brust? Hunderte hinkten auf Krücken zu Mutter und Weib und Kind! Die Acker waren versengt, das Vieh geschlachtet, die Arsenale leer: „Schaffe Wandel!“ so befahl die Stimme des jungen Titanen, und wieder mußte er sich biegen in den Straßen Berlins, denn die Salben der Plinten, die Völler der Geschütze, die Glocken der Kirchen: aller Lärm und Rausch schlug über seinem Scheitel zusammen, so daß der König glücklich war, endlich die Treppe seines Hauses hinaufzusteigen, um freilich den Tisch seines Appartements mit Akten und Bittschriften, mit stöhnenden Journalen überfüllt zu finden. Da flog der dreispitzige Hut in den Sessel, Reitstod, Stiesel und Sporen trug Fredericksdorf tren in die Garderobe, indes Friedrich die Bündel der Akten durchstöberte und nichts als Not und nichts als Mangel in den gelben Papieren schreien hörte. Gerechtigkeit war sein bester Besitz, drum blieben seine Ohren taub und seine Augen blind ob aller Musik und aller Illumination vor den klirrenden Fenstern, Glocke und Federkiel wurden nicht kalt in seinen zitternden Fingern, er forderte Ordnung, Gek und Wandel von seinen Ministern, die er mit donnernder Stimme der Reihe nach antreten und gehorchen ließ.

Indessen sang das Volk ein heißes Te Deum laudamus in den märkischen Kirchen, und der Hofprediger selbst kniete daheim vor einem Kreuzifix, sich nahe zu fühlen dem Herrn über Zeit und Ewigkeit, über Tod und Leben, und nichts als Dank und Demut auf die Wunden des heiligen Bildes zu küssen: Erhalte unsern König, o Herr, und laß den Triumph seiner Siege für Preußens Geschick ein gerechtes Präudium werden!

Dann legte der Pfarrer den Galaraot an, unverzüglich hinüber ins Schloß zu eilen, der siegreichen Majestät den Segen zu spenden und die Ehre ihres Besuchs zur Festandaat in der Hofkirche feierlich willkommen zu heißen.

Aber die Audienz des Pastors war nicht so schnell befragt, wie es der Alte erhofft hatte: Zunächst wollten die Posten am Schloß den Pfarrer nicht kennen, dann war der silberne betretzte Wachoffizier barock und wenig erfreut, einen Pfaffen dem König melden zu sollen, schrieb er doch mehr dem Ritter

b. Gefleischer Dragoner als der Hilfe des Höchsten den Sieg in Schlefien zu, und bis der Geistliche endlich beim Kabinettsrat stand, war mehr als eine Stunde verflücht. Da hat denn Friedrich endlich die Tür geöffnet, um gleich die Beschwerde des höflichen Pfarrers zu hören:

„Halten zu Gnaden, Majestät,“ keuchte der Alte und zitterte schier in den Knien, „halten zu Gnaden, Majestät, doch als ich zum Mittag mich beugte, dem Himmel für die Gnade des Sieges zu danken, da habe ich nicht die Bajonette mürrischer Posten, und nicht den dreisten Ton eines Leutnants und das Erbarmen eines Kammerherrn lange passieren müssen, um endlich Gehör zu finden; sollte sich aber der König mehr als der Herrgott dünken, so möchte ich solche Meinung doch als untertänigster Diener des Schöpfers forrigieren, wobei ich democh Eurer Majestät ehrfürchtiger Prediger bleibe; halten zu Gnaden!“

Da lernte der König endlich das Lächeln wieder, klopfte dem frommen Besucher den Rücken und wußte nicht mehr zu sagen, denn dies:

„Mann Gottes, habe ich nicht immer gesagt, daß alles Geschranze und alles Gebücker mir herzlich unwillig sei?“

Und streckte den hagern Finger aus nach dem Fenster:

„Da zünden sie tausend Unschlitzkerzen an, malen lächerliche Transparente und lassen Raketen steigen, da krähen sie Viktoria und pauken Musik, daß ich kaum Ruhe und Sammlung finde, die Sorgen der märkischen Bauern zu lesen; erkenne Er gütigst, daß der König nicht verantwortlich sei für solches Gelärme, das mich allerorten zum Uebergott prägt, der ich das wahre Menschthum zu finden mit Demut immer befeißigt bin!“

Der Pfarrer schien gleich verführt und wischte sich eine Träne vom Blick, so wollte des Königs Herz ihn begeistern; dann faltete er unter schicklichem Käusperrn ein gelbes Papier auseinander, darauf er selber mit schwungvoller Schrift den Vater des Landes zur Dankandacht lud, für die man die höfliche Kirche mit Kerzen, Girlanden und ruhmvollen Standarten geschmückt habe.

Und Friedrich las das Geschreibsel, las es wieder und abermals, las endlich laut und nicht ganz ohne ehrlichen Spott: Und doch der Pfarrer — es waren seine eigensten Worte — den Allerhöchsten König und Herrn zur feierlichen Andacht ein, um dem Höchsten für die Gnade des Sieges zu danken!

„Und Er ist selber so einer,“ lachte Friedrich trocken, um dann dem Alten zu folgen, der sauer das blamierte Gesicht verlor, denn er war einem scharfen Winde entgegengelassen.

Enzianest

Von Bernhard Hemes, Hameln.



r ist bei uns nicht so recht zu Hause, der Enzian, und man merkt ihm das an, denn er kommt zögernd erst dann, wenn die meisten andern Blumen schon vergangen sind, wenn er keinen Keim und keine Eifersucht mehr zu fürchten braucht. — Oben in dem verlassenen Steinbruch, wo sonnige Stunden sich die Felsen entlang drücken, hat er sein Nest, zwischen graugelbem Kalkgestein, zwischen Gras und vergehendem Geträut, jungen Fichten und Föhren, hier breitet er sich vertraulich aus und liegt da wie ein heruntergefallenes Stück Himmelsblau.

Der botanische Steckbrief lautet auf *gentiana ciliata*. Es klingt nett und zierlich, nicht so gepreizt und selbstbewußt, wie der blässere Vetter sich *germanica* nennt, der hier noch seltener ist. Ja, den mag ich natürlich auch, aber was ist er gegen *ciliata*!

Der hält meist aus bis weit in den November hinein, ja, eines milden Herbstes fand ich noch im Dezember sein verwittertes blaues Tütchen. Aber noch steht er an der geschützten Stelle und zweigt und knospet unverdrossen und ist so blau.

Witunter faßt mich noch in der Abenddämmerung die Sehnsucht nach ihm, daß ich aufs Rad steige und hinüberjage, zufrieden und beglückt, wenn ich ihn mit dem Strahl der Lampe für einen Augenblick aus seinem Schlummer reißer und sein blaues Blinzeln sehen darf. Und als es vor wenigen Tagen froh, da war ich schon im Morgenröth bei ihm, der unter den Sonnenstrahlen erglomm wie ein betteliges Kinderköpfchen beim Erwachen. Aber des Mittags leuchtet er in kühler Blauglut.

Ich weiß es, daß ich in ihn verliebt bin, und freue mich dessen.

Vielleicht erinnert er mich an eins, das ich einmal selig unwissend besah, und an das Erinnerung mich immer wieder glauben machen will. Etwa an den tiefen Rosengarten meiner Schulferien, der mir jetzt noch nach Süße und warmem Buchs duftet, an den versteinten Seeigel, der mir aus weißem Heidefand entgegenblitzte, an ein Samthäschen mit blauer Schleife und Schellen. Vielleicht auch an etwas, das ich nicht besitzen

konnte, wie das blauäugige Mädchlein, in das ich als Zehnjähriger mich leidenschaftlich verliebte und das mich gar nicht beachtete. Oder an den kühlen, stolzen Jungen, den ich gern zum Freunde gehabt hätte, und der mir mit einem Steinwurf eine Beule beicherte. Oder gar an das winzig-dünne Flächlein, das mit süßer, roter Flüssigkeit gefüllt auf dem Jahrmart feilgeboten wurde, für das ich aber kein Geld bekam.

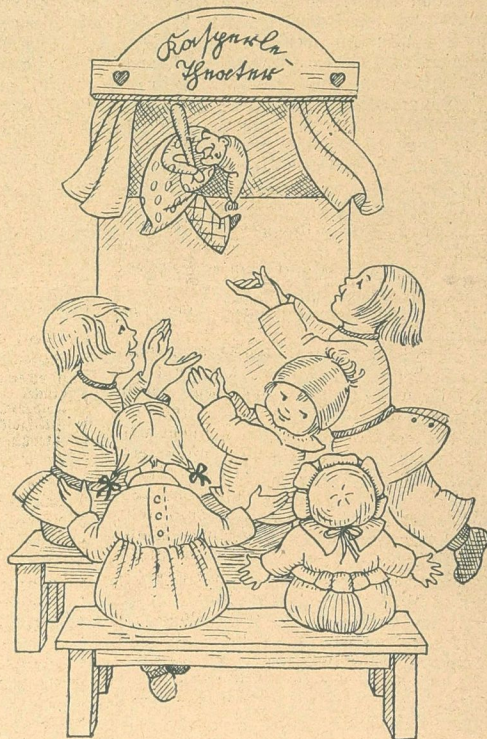
Will er mich trösten, weil ich nun einen grauen Kopf habe und weil sich die Tür hinter manchem geschlossen hat, das Jüngeren offensteht? Oder etwa auch darüber, daß ich zwar ein paar fernige Kaufbengels, aber kein Mädchlein hab', das mit blondem Haargefrazs kindlich den väterlichen Wangen schmeichelt?

Uninn! Gar nichts will er, als nur da sein. Für wen? Das ist ihm ganz gleich. Aber ist er nicht Erscheinungsform für ein Unennbares, das hinter ihm sich verhält, und dem es vielleicht nicht gleichgültig ist, ob es geliebt oder nicht beachtet wird?

Trätsch! Trätsch! ruft der Eichelhäber im Gebüsch, der mich erpöht hat.

Und ich liebe dich doch, dich kindlich blauen Blick, vertrauend nur in den Himmel gewendet. Und ich nehme dich mit mir, du letzte Blüte, und trage dich heim wie etwas sehr Liebes, das ich allein besitze, und das niemand auf der Erde mit mir teilt.

Glü — Glü — Glü — Glü! ruft der Grünspecht und streicht von seinem Ameisenhaufen in den nahen Wald.



Hilde Krimmer
1928

Kasperle-Theater

Das Theater ist zu Ende,
alle klatschen in die Hände.
Kasperle, der sich verneigt,
hat sein neuestes Stück gezeigt.
Jeder, der's mit angesehen,
sagt, es wäre wunderschön.
Schade! — Du und ich, wir zwei,
waren leider nicht dabei!

Zeichnung und Verse von Hilde Krimmer.

Nebrer Anzeiger

Buſtag.

Von Paſtor Hermann Pantow.

Wenn der Herſt mit ſeinen Winden die ſommerliche Welt ſichtbar grün und bunten Schmuck entſcheidet, daß ſie ſahler und ſahler daſiehet und das, was das dicke Laub wohlwollend ſüllte und verhüllte und worüber die Blütenpracht lächelnd hinweggeben ließ, ſich in ſeiner dünnen Durchſichtigkeit und ſeiner grauen Amlichkeit offen zeigen muß, das ſahle Gerippe des Geträubtes, der ſahle Boden der Erde, dann kommt der Buſtag und will's machen mit ſeinem herben Geruch wie der Herſt mit ſeinen harten Fingern: er will den Menſchen die Selbſtberücktheit abſtreifen, die ſie um ſich haben wachſen und blühen laſſen und in der ſie ſich ſo wohl fühlen; offenbar ſoll jedem an ſich ſehen werden, daß es hinter der hüßigen Hülle doch recht hüſtig und ſah mit ihm beſteht ſich. Wenn der Herſt kommt und die Früchte blühen ſollen die Mühe und Arbeit, das Sorgen und Hoffen, die der Herr von Feld und Garten darangeordnet hat, der nun die Früchte fordert — da kommt der Buſtag und an ihm der Herr der Gnade zu den Menſchen auf ſeinem großen Erntefeld und ſieht und fragt nach Frucht und fordert ſie. Und er ſt nicht, wie wir Kinder einfalt waren, wenn die Eltern mit uns zum Unfel hinaus und hier uns in den Garten zum Zudeckbau führte, an den er allerlei Zudeckwerk behängt hatte, und wir nahmen es ſelbſt als Frucht des Gutes und bekamen ſie in ob ſeiner herrlichen Frucht. Er läßt ſich nicht vormachen; und wenn der Menſch ſich mit den ſchönſten Scheinfrüchten behängt, als große Leſungen, erhabenes Leben, frommes Sagen, Wohlthaten uſw.: er prüft, ob das bloß ſo angehängte Zudeckwerk ſind, an einen unfruchtbaren Baum gebunden, oder ob es wirklich Früchte ſind, aus dem tiefſten Weſen herausgewachſen, d. h. mit Herzenswärme und dem Herzblut wahrer Liebe getränkt; ob es wirklich Früchte ſind aus dem freudigen Geiſt wahrer, hingebender Gottinnigkeit. Vor ſeiner Auge gibt es kein Vornamen. Menſchen kann man ſäugen, wenn man ſo tut, als ob; doch ſehen wir uns nicht; Gott läßt ſich nicht täuſchen. Er fordert erſtliche Frucht. Daß ſie die erſte Buſtagfrage: Haſt du ſolche wirkliche Frucht aufzuzeigen? Er dich nicht; Gott läßt ſich nicht ſpotten! Dann denken wir daran, daß es Buſtag ſt, d. h. daß es jeder heut nicht bloß ſich ſah und ſeiner Gnade und Gutmütigkeit allein zu tun hat. Heut ſollen wir uns ſelbſter nicht ſchämen, daß an der allgemeinen Verloſterung, an dem allgemeinen Mangel an göttlich gutem Weſen in unſerem deutlicher Volk jeder ſein Teil Schuld mit hat. Jedes Unrecht, das wir tun, jede Unterloſung des Guten, die wir begehen, ſt nicht bloß unſere Sache, ſondern wirkt irgendwie auf andere ein und damit in das Gemeinleben hinein. Daß ſoll unſere Reue heut ſein: darüber, daß wir es an der beſten, ſieſt waden Verantwörtlichkeit dem großen Ganzen gegenüber haben ſelbſt laſſen. Und die Reue ſoll zur Buße werden, d. h. zum Verſuchen und Beſſerwerden. Zu der Buße und im ſieſtendlichen haben wir die reſtliche Quelle der Kraft, die wir zu wahrer Buße und Beſſerung brauchen. Wo aber dem Wort und dem Geiſt Gottes der Weg verſperrt wird, wird allem Wandel in Herzen und Säuern, in Sündel und Böſen, wird aller Troſtloſigkeit und Herzenswärme Platz und Raum gegeben. Nur durch Gottes Wort und gemeinſamen Gottesdienſt kann Frieden in den Häuſern, Reue in den Herzen, Wahrheit und Heiligkeit im Wandel, Nüchternheit und Brüderlichkeit wieder in unſerem Volk entſtehen. Wie gering werden dieſe höchſten Quellen der Kraft und des Friedens bei uns gehalten — die uns doch Gott auserwählt hat. Mein Freund —

haſt du nicht auch dein Land mißgeſchädigt, indem du die Quellen bei dir haſt verſanden laſſen — für dich, die Deinen, für alle?

Francis Drake's Grumſegelung.

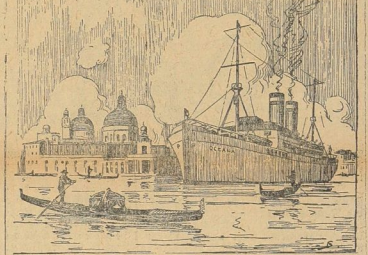
In allen Schulleſebüchern ſieſt man, daß im vorletzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts der Engländer Francis Drake die Karoifel in Europa eingeführt habe. Das iſt nicht richtig; die Karoifel war ſchon in der Mitte des 16. Jahrhunderts von den Spaniern, die ſie in Peru kennenlernt hatten, in den Niederlanden, in Portugal und in Italien verbreitet worden. Und es iſt auch nicht richtig, daß Drake die Karoifel in England eingeführt habe; dort verbreitete ſie Sir Walter Raleigh und mit ihm der Sklavenhändler Hawkins, ein Verwandter Drake's. Sir Francis Drake mag bei der Verbreitung geſehen haben, und das ſein Name als der eines hervorragenden Seefahrers bekannt war, als der der beiden andern, ſobald man ihm auch dieſen Ruhm zu. Und auſſerſächlich den Karoifeln hat er es zu verdanken, daß ihm um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Offenburg in Baden, das eigentlich nichts mit ihm zu ſchaffen hat, ein Centralgeſchäft wurde. Ein zweites Centralgeſchäft wurde ſpäter in Plymouth errichtet, und dieſes Monument hat ſchon einen ganz anderen Sinn, da es nichts mit der Karoifel zu tun hat, ſondern einzig und allein dem großen Seefahrer Drake gilt. Es ſind jetzt 350 Jahre verfloſſen, ſeitdem Drake mit fünf Schiffen von Plymouth ausſuhr, um in die Südpole zu bringen und die Schätze, zu damaliger Zeit ſehr große Konkreten auf dem Meere, anzuſuchen. Der Tag der Ausfahrt ſteht noch nicht feſt; noch einigen ſoll Francis Drake am 15. September 1577 abgefahren ſein, nach anderen am 15. November und noch andere laſſen ihn erſt am 15. Dezember in die Ferne ziehen. Aus dem Zeſehen, der nicht viel mehr war als ein Skizzenentwurf, da Drake ſich ſpaniſcher Schiffe bemächtigte, wo er ſie traf, wurde eine richtige Grumſegelung, von der der Seeheld erſt am 5. November 1580 heimkehrte, von der Königin Elizabeth mit Ehren überhäuft und eigenhändig zum Ritter geſchlagen. Als die Grumſegelung ſchloſſen ſich in den folgenden Jahren neue große Seefahrten Drake's mit dem Ziel der Vernichtung der ſpaniſchen Flotte an; an der Vernichtung der berühmten ſpaniſchen „Armada“ war er denn auch in hervorragender Weiße beteiligt. Als ihm dann aber einige Unternehmungen mißlungen, verſel Drake, der ſich offenbar ſehr genante, in ein ſchändliches Pöbel, dem er am 27. Dezember 1596 oder am 5. Januar 1596 — auch das ſteht nicht genau feſt — erlaß. Es ſind viele Bücher über ihn und ſeine Seefahrten geſchrieben worden, aber mit der ſtatſtliche ſollte man ihn trotzdem nicht mehr in Verbindung bringen.

Das Mittelmeer.

Reminiſzenzen und Wünſche von Gottlieb Hermes.

Ende Oktober 1911 fuhr ich gen Genoa, und das Mittelmeer zum erſten Mal auf mich wirken zu laſſen. Ein mittelres, geſelliger Dampfer nahm mich auf. Circa 80—100 Paſſagiere an Bord, nicht viel für eine wohlangeordnete Mittelmeerfahrt. Aber es war ja auch noch reichlich ſtück für eine Aufzute unter dem ſüdlichen Himmel. Der Zug nach den Süden beginnt für gewöhnlich erſt im neuen Jahre. Doch dafür die Geſellſchaft umſo intereſſanter: ein Türke, der in Deutſchland ſich ein Auto gekauft hatte, in Paris ſich mit welturopäiſchen Kunſtſchätzen betrub, ein Mann, der außer türkiſch drei Sprachen ſieſchend rebete, mit einem Leibarzt reiſte; eine höhere Tochter aus Smyrna,

allerdings eine Griechin, zwei elegante Amerikanerinnen, deren Männer in Konſtantinopel ihrem Ingenieurberuf nachgehen, einige Wiſſenſchaftler, deren archälogiſche Studien ſie nach Kleinaſien führten und andere Perſönlichkeiten mehr, die im ganzen einen höchſt angenehmen Kreis ausmachten. Die Stimmung wuchs von Tag zu Tag. Die Mittelmeerromantik wirkte auf die Gemüter. Man gewöhnte ſich ſchnell aneinander und dachte mit Wißbegierigen an den Augenblick, wo der eine oder der andere aus dem durch den Zufall gebildeten Kreis ausſcheiden ſollte. — Neapel war bald erreicht und nach kurzem Aufenthalt ging es mit mildem Winde nach Catania. Ein lebhaftmündiger Vertreter der Linie, der lange Zeit in Hamburg war, ein beweglicher Zigaretten, zeigte uns mit Stolz ſeine Vaterſtadt und geleitete unſeren Kreis ſeit geſchloſſen nach Taormina. Die Gemüter wurden ſtaſſich bewegt, wenn ſich uns der Zigaretten ſah mehr von ſeiner „dreißigjährigen Dienſtzeit“ in Hamburg erzählte, als von den Zeiten kläſſiſcher Baukunst, von denen ſich die Archäologen nur ſchwer trennen konnten. Akropolis, das alte Stadion und die gepflegte griechiſche Hauptſtadt, die glänzenden Villen in Syrna, der frohe Abend im Hotel Krümer unter der Agide unſeres türkiſchen Freundes, der Beſuch in ſeinem Selamit, die Freundlichkeiten des griechiſchen Konſuls, unſere Einſaſe in den Bazarren, unter geſelliger Beſetzung, alles das ſind Reminiſzenzen, die uns geradezu ſtaſſich machen, wenn die erſten Beſchreibungen durch die deutlichen Lande ziehen. Ein blauer Himmel, langſame Freiheit, lebenswichtige Geſellſchaft, würdige Meerestüſte ſind die Komponenten einer Stimmung, für die es keine beſſere Bezeichnung gibt als: Mittelmeerromantik.



Verdängungsſtefen-Dampfer „Oceana“ der Hamburg-Amerika Linie vor Venedig.

Konſtantinopel, ſo oft beſchrieben ſo oft verbeſſert, ſo viel unſämpft, das traditionsreiche Parlett der internationalen Diplomatie, die Stadt der Fremden aller Herren Länder, einem jeden bleibt ſie unergreiflich. Wer möchte ſie nicht wiederſehen? Der Bosphorus, das Goldene Horn, der Galataarm, der Sultanpalas, die Griechiſche Stadt und nicht zuletzt das elegante Pera-Viertel, ſie machen jene eigenartige Atmosphäre aus, die gegeben ſt durch das merkwürdige Zutammentreffen europäiſcher und öſtlicher Kultur.

Alſo begreiflich der Wuſch, wieder nach dem Mittelmeer zu fahren. Ein wunderbares Schiff, „Oceana“ genannt,

Der Brodenſchred.

Roman von Otto Goldberg.

Und ſie kam. Die alte Dame mit den Juwelen und dem violetten Rock. Wie haben ſie vor wenigen Stunden auf dem Fußweg zwiſchen Wolfenhaus und Broden verlaſſen.

Jetzt trat ſie mit ihrer Begleiterin aufgeregt und aufgeloſt ins Zimmer und warf ſich ſofort in den nächſten Sessel. „Geben Sie mit Waſſer, es war entſetzlich!“

Der ſattige Geſicht ſah wie geröttert aus, ſie hofte krampfhaft Atem und ihre unabhänglich großen Brillantbouillons an den Ohren waren in ſchwingender Bewegung.

„Nun, wie abgeſandt!“ ſagte ſie ſehr unfreundlich und gab dem jungen Herrn ſofort das Glas zurück.

Der unſichtbare Herr hinter den Jhen meinte halblaut, man habe ſie aufſtehend auf dem Wackſberg einen Korb gegeben, es ſei eben noch zu hell geweſen.

Fräulein Breſchneider, das äſtliche Fräulein mit der hochgehloſſenen ſchwarzen Muſe ſiel unter beherliſchten Schlägen einer der Damen auf dem Wiedererleiſerſum um den Hals. Sie hatte noch immer die grauen Zwiſchhandschuhe an.

„Was haben Sie denn?“

„Am Gotteswillen, was ſt geſchehen?“

„So erzählen Sie doch!“ rief man durcheinander.

Frau Arndt richtete ſich jetzt ſieſt auf und ſagte mit hohler Stimme: „Es iſt ein Wackſberg!“ Zwiſchenbroden ſtrekte ſie die ringeliradenen Hände weit von ſich. Der Herr hinter dem Jhen meinte, ſie ſtelle er ſich die Lady Wackſch vor.

Die jungen Leute kamen ſerſationſgierig näher. Die Damen auf dem Sofa rücken zuſammen und laſen ſich unbehaglich um. „Ein Wackſ, hier ſt Wackſberg!“ Zwiſchenbroden erzählte Frau Arndt, was ſie heute nachmittag am Broden erlebt hatte.

Ihre Jüge beleben ſich wieder. Man merkte ihr an, daß ſie ſolz war, ſo in den Mittelpunkt des Streſes ge-

rikt zu ſein. Daher überließ ſie ein wenig und ſchmückte ihre Erzählung mit kleinen, ſelbſterfundnen Details aus. Natürlich hatte ſie ſich beſonderhaft, ſie unerbörig müde genommen, obwohl die Angeln gegen ein Duppen — ihr nur ſo um den Kopf geſchnitten waren. Daß der Zerſehende in ihrem Schoß ſeinen letzten Seufzer ausgehaucht habe, ſchloß ſie beifällig ein.

Bei den Glanzpunkten nicht Fräulein Breſchneider zuſtimmend, obwohl man wußte, daß ſie wegen ihrer Schwächeſigkeit nur die Hälfte des Berichtes verſanden haben konnte. Aber Frau Arndt pliegte mit Geſetz zu ſprechen.

„Na, und der Täter?“ fragte Herr Möbius aus ſeiner Ecke heraus, „hat man ſchon eine Spur von ihm?“

Die Woutons ſlogen verneinend. „Kein Atom, ergrub durch die Luſt verſchunden ſie, geradezu durch die Luſt; wenn ihn nicht die Erde verſchlungen hat.“

„Erſichtlich ſt tolleſte Frechheit, ſo am beſtlichen Tage“, brummte der Dieb mit den Schmiſſen und gab ſein Glas wieder voll. Wenn er innerlich erregt war, merkte man ihm die Herkunft aus Bayern an.

„Zeichen unſerer verderbten, unmoralischen Zeit“, nüttelte Herr Zank und puppte ſein Einglas mit einem ſeinen Fädelchen, „geradezu unerbör!“

Frau Eva meinte, ſieſte Verbrecher habe es immer gegeben, wenn auch die jetzigen Zeiten aus verſchiedenen Gründen die Kriminalität beſonders hochſchnellen liehen. Das ſei psychologiſch intereſſant. Sie ſtelle ſie etwas mit der Psychologie, denn ſie hatte aus Rangeweile ſchon drei Semſter Weſtſtin ſtudiert.

Herr Möbius meinte, der Wackſ habe ſich wahrſcheinlich gelohnt und Frau Arndt dürſte froh ſein, daß ſie nicht das Opfer des Ueberfalls geworden ſei.

Dieſe ſchnelle entſetzt in die Höhe und ſtarre nach der Denecke. Wenn der Student der Chemie, Möbius, ſprach, wurde ſie immer nervös. Er hatte, beſonders ihr gegenüber, immer etwas molantes im Ton, beſonders ihr gegenüber. Als ſie an die angebotene Möglicheit dachte, wurde ihr ſehr ungemütlich und ſie zog ſich bald auf ihr Zimmer zurück.

Fräulein Breſchneider folgte wie ein dunkler Schatten, ſchweigend und duldend.

Unter dem dreifachen Zeal ſo um mer der was die Frau padie alle tivs ſprach Der ſämen nu „Am am ander da ſcham Wan Sand ſel, machte u Frau Melodie dings zie „Sel einen Fra ſtimmete „Tro Zungen.“ Die „Er ſofort im Herr leicht hat einem ar Schläſſe

ren Sie auf, an ſo Das mühte ſa ein Tier in Menſchengelalt, ein Scheuſal ſein.“ Der Student meinte aber, es gäbe doch ganz manieriſche Verbrecher. Er hätte zum Beiſpiel auch Bilder von weiblichen Verbrechern, von Mörderinnen geſehen, die ganz harmlos und niedrig ausgeſchaut hätten. (Fortſ. folgt.)